

Aus:

STEFAN SCHUKOWSKI

Gender im Gedicht

Zur Diskursreaktivität homoerotischer Lyrik

April 2013, 264 Seiten, kart., zahlr. Abb., 34,80 €, ISBN 978-3-8376-2231-7

Reden Gedichte im Modus der Selbstaussprache den modernen Homosexualitätsdiskursen koalitionär das Wort? Oder setzen sie diesen Wissensformationen in dissidenter und subversiver Absicht ihre literarischen Gattungsspezifika entgegen?

Diese Studie koppelt literaturwissenschaftliche Diskursanalyse mit neuesten lyrikologischen Ansätzen und zeigt damit, dass lyrikhafte Texte aufgrund ihres generisch und ästhetisch eigentümlichen Doppelcharakters – als mimetisch-emotive und/oder performativ-poetische Aussagen – besonders relevante Objekte für die genderwissenschaftliche Forschung sind.

Stefan Schukowski (Dr. phil.) ist wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Komparatistik an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts2231/ts2231.php

Inhalt

1. **Einleitung** | 7
 - 1.1 Erkenntnisinteresse | 7
 - 1.2 Methode, Begriffe | 10
 - 1.3 Korpus, Aufbau | 16
2. **Lyrik und Genderdiskurse: eine pragma-diskursiv fundierte Deviationsästhetik** | 21
 - 2.1 Die Verbindung zwischen ›Gender‹ und der Gattung Lyrik | 21
 - 2.2 Diskursreaktivität von Literatur | 40
3. ***Discours ›en retour‹: Koalitionäre lyrikhafte Diskurse*** | 65
 - 3.1 Diskursproduktion ›en retour‹: Homosexuelle Wi(e)derrede | 65
 - 3.2 Wiederrede: inversiv-transitive Tropografien | 68
 - 3.3 Widerrede: Separatistische Tropografien | 87
 - 3.4 Die Großbelagerungen dauern an: Zwei Stimmen zur deutschen homoerotischen Lyrik des 20. Jahrhunderts | 100
4. **Exkurs: Getarnte Selbstaussprache – Die Genese des Camouflage-Konzepts** | 103
 - 4.1 Camouflage und *faire-parler* | 103
 - 4.2 Camouflage als »Sklavensprache« | 113
5. ***Contre-discours I: Dissidente lyrikhafte Diskurse*** | 115
 - 5.1 Taktiken gegen die Selbstaussprache in »A Gregorio, en Delfos« | 115
 - 5.2 Lyrik der Dissidenz in der Edad de Plata | 144
6. ***Contre-discours II: Subversive lyrikhafte Diskurse*** | 149
 - 6.1 Travestierte Selbstaussprache in António Bottos *Canções* | 149
 - 6.2 Lyrikhafte Sub-Versionen bei Luis Muñoz | 185

7. Ausblick: Diskursreaktivität in der Fotografie | 213

7.1 Sizilianische *ragazzi* in antiken Sandalen | 213

7.2 »Ein Abenteuer des Sinns«:

Wilhelm von Gloedens Fotografien | 219

7.3 Die Flandrin-Positur: Fotografie vs. Gemälde | 228

Abbildungsverzeichnis | 239

Literaturverzeichnis | 241

1. Einleitung

1.1 ERKENNTNISINTERESSE

Literaturwissenschaftliche Queer- und Genderforschung konzentriert sich bislang primär auf Erzähltexte und dramatische Texte, während die Lyrik weitgehend ausgespart bleibt. Wo liegen die Ursachen dieser Vernachlässigung der Lyrik durch die Genderwissenschaften?

Die reservierte Haltung hat offensichtlich etwas mit den ästhetischen Spezifika der Gattung zu tun: Es darf vermutet werden, dass die hohe Literarizität von Lyrik, die extreme Verdichtung von Sinnpotentialen und die damit einhergehende semantische Hermetik oder Polyvalenz es herkömmlicher literaturwissenschaftlicher Genderforschung schwer machen, an lyrische Texte mit den gleichen (diskurs-)mimetischen Lesarten heranzugehen, die sie im Falle narrativer oder dramatischer Texte nach wie vor dominant praktiziert. Die methodologische Prämisse einer vermeintlich ›unverstellteren‹ diskursanalytischen Zugänglichkeit narrativer und dramatischer Texte führt zu einer problematischen ›Lyrikvergessenheit‹ der literaturwissenschaftlichen Genderforschung.

Demgegenüber wird in vorliegender Arbeit die These vertreten, dass Lyrik gerade wegen ihrer generischen und ästhetischen Eigentümlichkeiten ein besonders relevantes Objekt genderwissenschaftlicher Forschung ist. Wenn es also im Folgenden im Hinblick auf Homoerotik um die ›alte Frage‹ nach dem Verhältnis von Literatur und Wissen geht und dieses ein weiteres Mal auf der Grundlage der literaturwissenschaftlichen Diskursanalyse ausgelotet werden soll, dann wird dies nicht rein inhaltlich, diskursmimetisch erfolgen, sondern mit dem Hauptaugenmerk auf den jeweiligen ästhetischen Realisierungen diskursiver Strukturen in lyrischen Texten.

Zunächst liegen zwei Möglichkeiten der ›Diskursreaktivität‹ von Lyrik auf der Hand: Entweder reproduziert ein Gedicht (als dominante Textsorte der Lyrik) die Strukturen (homo-)sexualitätsdiskursiver Ordnungen und stellt die eigenen lyrikhaften Mittel in deren Dienst. Oder es nutzt seine Lyrikhaftigkeit, um ganz eigene Sinnstrukturen zu produzieren, die sich nicht einfach diskursiv verrechnen lassen.

Beginnend in der poetischen Praxis mit der Erlebnis- und Stimmungslyrik der ›Goethezeit‹ und später in Hegels *Vorlesungen zur Ästhetik* als das »Sichaussprechen des Subjekts« (Hegel, *Vorlesungen*, 322) poetologisch höchst wirkmächtig diskursiviert, wird Lyrik als die Gattung subjektiver Selbstaussage qua emotiver Sprachfunktion reflektiert und praktiziert. In dieser Hinsicht liegt es nahe, Lyrik die Fähigkeit zuzusprechen, Liebesempfindungen (womöglich diejenigen des Autors) besonders adäquat auszudrücken und damit die ihnen zugrundeliegenden Diskursordnungen zu verdichten. Läge hierin nicht ein *konsensuales* Potential des Weiterschreibens von Wissensdiskursen in der Lyrik? Tatsächlich werden die Textanalysen ergeben, dass eine erstaunliche Affinität besteht zwischen der dominant expressiven Sprachfunktion von Lyrik und dem von Foucault beschriebenen *faire-parler* des homosexuellen Subjekts, der eingeforderten Auskunft über das eigene sexuelle Sein. Solche Beichttexte nutzen Gattungsspezifika mal zur expliziten und offensiven, mal zur impliziten, camouflierenden Selbstausprache. Wenn sie sich zu diesem Zweck in (meist kanonische) Lyriktraditionen einschreiben, stellen sie damit ihre lyrikhaften Verfahren in den Dienst machtdiskursiv verfestigter Sexualität und etablieren im literarischen System – verstanden als Spiegel der Wirklichkeit – ebenso hochkulturelle wie hochemotive Sprechräume der Homosexualität. Die Diskursreaktivität, die Gedichte dieser ersten Gruppe ausbilden, soll mit dem ebenfalls von Foucault entlehnten Begriff des *discours ›en retour‹* beschrieben werden.

Als Gewährsmann für eine gegenteilige Einschätzung des Verhältnisses von Lyrik und Wissen kann Rudolf Helmstetter herangezogen werden. Er sieht in der lyrikhaften Rede geradezu die Parodie der Ordnung der ›normalen‹, machtdiskursiven Rede: Für ihn steht die Gattung aufgrund ihres tendenziell vehementen Einsatzes von literarischen Verfahren für die »Präsentation von semantischen Anomalien (oder Alternativen) bei formaler Kohärenz und hochkomplexer Prägnanz, die die übliche Ordnung der Rede zugleich überbietet und unterläuft« (Helmstetter, »Lyrische Verfahren«,

27f.). Reformuliert im Sinne der Erkenntnisinteressen vorliegender Arbeit ließe sich also fragen: Wenn es um Dissenspotentiale von Lyrik im Hinblick auf das Sprechen über Homosexualität geht, könnte sie dann nicht gerade aufgrund ihrer potenzierten Dichte und Polyvalenz am wirkungsvollsten die ›großen (Homosexualitäts-)Erzählungen‹ von Diskursstrategien und Wissensformationen durchkreuzen und ihnen ganz eigene Strukturen entgegensetzen? Denn gerade durch die Gerichtetheit auf die Spürbarkeit der Zeichen, auf die ›verschwerte Form‹, kann das Gedicht die Funktionsprinzipien der Sprache offenlegen. Qua Lyrik wird Sprache damit als Konstruktionsmedium der Wirklichkeit beobachtbar und durchschaubar gemacht und sprachlich-diskursiv erzeugte Wirklichkeiten – darunter eben auch die Homosexualität – als Konstruktionen entlarvt. Gedichte dieser zweiten Gruppe lassen sich mit Foucault als *contre-discours* fassen.

Eine solche Diskursreaktivität anvisierend konstatiert John Vincent in der einzigen Monografie, die sich bisher der strukturellen Verbindung von (queer) Gender und Gedicht widmet, mit einiger Verwunderung: »The lyric itself, however, as a literary form, has not been examined for its relation to queer meanings.« (Vincent, *Queer Lyrics*, xiii) Erstaunt ist er über die Nicht-Beachtung, weil er selber von dieser Liaison geradezu euphorisiert ist: »One finds that the lyric is, by its nature, the queerest of genres.« (Ebd., xiv) Die *queerness* der Gattung begründet er nun damit, dass Lyrik *per se* subversiv sei: »Queer lyrics do not simply record lives lived and feelings felt. At their best, they offer performances, or demonstrations, of living and feeling.« (Ebd., xii) So reizvoll seine These in ihrer Leidenschaft (und Absolutheit) ist, ignoriert sie den großen Teil jener Lyrikproduktion, die gerade auf die unverstellte lyrikhafte Selbstaussprache setzt.

Es scheint daher vielmehr möglich und notwendig, eine Spannweite von Reaktivitätspotentialen von Lyrik in Bezug auf gegenderte Wissensdiskurse aufzuzeigen, die es erlaubt, die emotive Selbstaussprache und die poetische Selbstreferenz in verschiedentliche Relationen zueinander zu setzen. Es gilt also, den Doppelcharakter lyrikhafter Texte, zum einen als performativ-poetische Texte und zum anderen qua Gattungszugehörigkeit als mimetisch-emotive Texte, in Verbindung miteinander zu bringen.

Außerdem fällt Vincent begrifflich (»by its nature«) und methodisch in präskriptiv-essentialistische Gattungskonzepte zurück, die heutigen gattungstheoretischen Standards nicht mehr genügen können. Ein adäquateres konstruktivistisch-pragmatisches Theoriefundament hingegen, wie es in

vorliegender Arbeit zugrunde gelegt wird, geht davon aus, dass Gattungen als relative, soziale und historische Zuschreibungen in der konkreten Praxis der literarischen Kommunikation produziert werden (vgl. Zymner »Eine Einführung«, 3).

Damit ist das Vorgehen und das zentrale Erkenntnisinteresse formuliert: Anhand historischer Prototypologien der Gattung Lyrik wird gezeigt, auf welche Formen der Lyrikhaftigkeit Gedichte jeweilig zurückgreifen und welche diskursanalytisch beschreibbaren Positionen sie damit gegenüber Diskursen über die Homosexualität einnehmen.

1.2 METHODE. BEGRIFFE

Die Grundkoordinaten dieser Untersuchung liefern die Diskurse über die »peripheren Sexualitäten«, wie sie Foucault in *Der Wille zum Wissen* beschreibt:

»Die neue Jagd auf die peripheren Sexualitäten führt zu einer *Einkörperung der Perversionen* und einer neuen *Spezifizierung der Individuen*. Die Sodomie [...] war ein Typ von verbotener Handlung [...]. Der Homosexuelle des 19. Jh. ist zu einer Persönlichkeit geworden, die über eine Vergangenheit und eine Kindheit verfügt, einen Charakter, eine Lebensform [...] besitzt. Nichts von all dem, was er ist, entrinnt seiner Sexualität. Sie ist überall in ihm präsent: allen seinen Verhaltensweisen unterliegt sie als hinterhältiges und unbegrenzt wirkendes Prinzip; schamlos steht sie ihm ins Gesicht und auf den Körper geschrieben, ein Geheimnis, das sich immerfort verrät. [...] Als eine der Gestalten der Sexualität ist die Homosexualität aufgetaucht, als sie von der Praktik der Sodomie zu einer Art innerer Androgynie, einem Hermaphroditismus der Seele herabgerückt worden ist. Der Sodomit war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle eine Spezies.« (Foucault, *Der Wille zum Wissen*, 47)

Ende des 19. Jh. hatte der Positivismus die gesamte Welt erklärt, vermessend, den Menschen durchschaut und alles Menschliche in Machtkonstellationen verortet. Alle Äußerungen von Individuen wurden als Äußerungen innerhalb der Kultur zusammengefasst, und Äußerungen der Kultur waren »denkökonomisch« in Wissenskategorien einsortiert und in Klassen und Unterklassen einander zugeordnet. Dies geschah mit einem Hang zum Minutiösen und insbesondere zu jenen widerspenstigen »Einzelheiten«, die zu-

nächst nicht den Kategorien entsprachen – um gerade diese letztlich als Ausnahmen zur Bestätigung der Regel zu reintegrieren. Der Bereich der menschlichen Sexualität wurde dabei zentral innerhalb der Disziplinen Medizin und Jurisdiktion diskursiv verhandelt, kategorisiert, verstanden und in die Ökonomie der Macht integriert; die letzte Bastion des freien, weil noch unbenannten, Handelns fiel mit Krafft-Ebing und Freud. Auch das ›Geheimnis‹ der Homoerotik wurde nun aus den verborgenen Innenräumen der Beichtstühle in den wissenschaftlichen Disziplinen kaserniert. Die Buße der singulären (sodomitischen) Verfehlungen wurde zum Geständnis des (nun ›homosexuellen‹) individuellen, vom Sex regierten, Subjekts.

Das Sprechen über Sexualität wird in dieser diskursanalytischen Sicht zwar historisch kontingent, erhält jedoch eine enorme Wirkkraft auf die betroffenen – nämlich alle – Individuen. Die starke Repression der Sexualität (durch Verschweigen, Verbannen etc.), wie sie noch bis ins 19. Jh. von der Pastormacht der Kirche ausging, wird nun in ihr Gegenteil verkehrt und in ein proliferierendes Sprechen über Sexualität überführt. Das heißt jedoch nicht, dass sich dadurch eine ›neue Freiheit‹ etablieren konnte – im Gegenteil; gerade die proliferierende Rede über den (eigenen) Sex garantiert seine Bändigung. »Die Befreiung von der Repression bedeutet eine Bejahung des Sexes, aber diese Bejahung führt zum Sexualitätsdispositiv. Die Zustimmung ist also eine Anleitung, sich systematisch noch tiefer an die Macht zu binden, indem eine vermeintliche Befreiung oder Wahrheit über sich selbst in Aussicht gestellt wird.« (Ruoff, *Foucault-Lexikon*, 188)

Aufgrund dieser explosionsartigen Vermehrung des Sprechens über Sexualität – und mit ihr zentral über ihre Devianzen wie die Homosexualität – kann seit der Mitte des 19. Jh. im starken Sinne nicht mehr von einem *peccatum mutum*, von »love that dare not speak its name«, von der ›unsagbaren‹ oder ›namenlosen‹ Liebe gesprochen werden. Ganz im Gegenteil zeigen Foucaults Analysen, dass das Zusammenspiel der medizinisch-psychologisch-juridischen Diskurse über die Homosexualität gerade erst die vermehrte Rede über sie befördert.¹

1 Nur innerhalb dieser wissenschaftlich-disziplinären Diskursordnungen war die unriskante Rede möglich und wurde sogar gefördert. Außerhalb blieb der alte Topos des *peccatum mutum* hingegen weitestgehend bestehen.

Die Diskursregeln sollen dabei garantieren, dass ›wahre‹ Aussagen über gleich- und verschiedengeschlechtliches Begehren (re-)produziert werden. Diskurse der wissenschaftlichen ›Homosexualität‹ bestätigten so immer das Gesetz, unter dem sie antreten – auch dann, wenn sie der negativen Beschreibung ein positives Vorzeichen geben. »Glauben wir nicht, daß man zur Macht nein sagt, indem man zum Sex ja sagt, man folgt damit vielmehr dem Lauf des allgemeinen Sexualdispositivs.« (Foucault, *Überwachen und Strafen*, 187)

Das Verhältnis von Sexualitätsdispositiv und Homosexualität ist bei Foucault als ein hierarchisches gedacht: Das Dispositiv ist eine

»heterogene Gesamtheit, bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen und philanthropischen Lehrsätzen, kurz, Gesagtes ebenso wie Ungesagtes [...]. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das man zwischen diesen Elementen herstellen kann.« (Foucault, *Dits et Écrits*, 392)

Der gebräuchliche Begriff des ›Homosexualitätsdiskurses‹ ist mithin irreführend. Es handelt sich um eine verkürzende und verfälschende metonymische Bezeichnung für ›diskursiv gebundenes Sprechen über Homosexualität‹. Foucault verhandelt das Verhältnis selber, wenn auch nur implizit: »[I]n der Psychiatrie, in der Jurisprudenz, auch in der Literatur des 19. Jahrhunderts [entstand] eine ganze Reihe von Diskursen über Arten und Unterarten der Homosexualität, der Widernatürlichkeit, der Päderastie, des ›psychischen Hermaphrodismus‹.« (Foucault, *Wille zum Wissen*, 101) Homosexualität ist also kein Diskurs, sondern es werden Diskurse (im Plural) über sie geführt. Die metonymische Verschiebung liegt im performativen Charakter der Homosexualität begründet: Gerade durch die Rede(n) über die Homosexualität entsteht sie als vielgestaltiges Produkt des Redens.

Gewiss haben sich seit der Etablierung des Sexualitätsdispositivs und mit ihm des diskursivierten Sprechens über Homosexualität andere Diskurse neben der reinen Pathologisierung der Homosexualität herausgebildet.²

2 Es ist nicht Aufgabe dieser Arbeit, etwaige Verbesserungen oder anhaltende Probleme der lebensweltlichen Situation von Homosexuellen zu erörtern. Wich-

Davon, dass sich die Grundlagen des Dispositivs – die Unterscheidung in normale heterosexuelle und anormale andere Sexualitäten – geändert hätten, kann jedoch nicht ausgegangen werden: Die Diskurse bleiben weiterhin grundlegend dem seit rund 150 Jahren wirkenden heteronormativen Sexualitätsdispositiv verhaftet.³ ›Heteronormativität‹ bezeichnet dabei die Vorstellung von Heterosexualität als natürlicher oder von Gott gegebener oder logischer etc. Norm. Diese zieht eine Reihe weiterer notwendiger Normvor-

tig ist lediglich plausibel zu machen, dass es die – um es mit Foucault zu sagen – ›Spezies‹ des Homosexuellen seit rund 150 Jahren gibt und dass sie seit ihrem Auftauchen in den sexologischen Arbeiten der Mitte des 19. Jh. weiterhin Objekt von Aussagen innerhalb von Diskursfeldern geblieben ist.

- 3 Die Diskussion um die Persistenz wird seit langem äußerst polemisch geführt; vgl. z.B. in der beginnenden diskursanalytischen Gender- und Literaturwissenschaft in Deutschland zwischen Wolfgang Popp in *Männerliebe* von 1992 gegen Paul Derks, der 1990 in *Die Schande der heiligen Päderastie* argumentierte, dass sich das negative Bild des Homosexuellen nach 1850 bis heute nicht verändert hätte. Volkmar Sigusch, um einen aktuelleren Beitrag zur Debatte anzuführen, spricht aktuell von der Veränderung der einstmaligen ›Perversitäten‹ (worunter auch die Homosexualität zu verrechnen ist) zu heutigen ›Neosexualitäten‹ (Sigusch, *Neosexualitäten*): Die Medialisierung paraphiler Sexualität habe zu einem »Strukturwandel der Sexualität in den letzten Jahrzehnten« (ebd., 27ff.) geführt, zu einer »Normalisierung durch Entmystifizierung, Enttabuisierung und Kommerzialisierung, kurzum [zur] Banalisierung sexueller Vorlieben und Praktiken, die vordem als widernatürlich, gottlos, pervers und unmenschlich gegolten haben« (ebd., 103f.). Aus der zweiwertigen Konstellation natürlich/pervers wird damit heute die Dreierkonstellation natürlich/neosexuell/pervers: »Dabei verwischt sich die alte Aufteilung Perversion/Homosexualität/Heterosexualität in Richtung Normalsexualitäten (inklusive Mann-Mann- und Frau-Frau-Beziehungen/Neosexualitäten/krankhafte, behandelbare Perversionen)« (ebd., 105). Mit dieser Einschätzung mag Sigusch für gewisse Teile der Gesellschaft durchaus recht haben, durch die Massenmedialisierung dürften auch immer größere Gruppen dafür ›erschlossen‹ werden. Damit verkennet er jedoch die Pluralität heutiger Auffassungen von Sexualität und eben auch diejenigen Formen, die sich an traditionellen Bildern orientieren.

stellungen mit sich, wie diejenige der dichotomen männlichen und weiblichen Geschlechtlichkeit.

Die postfeministischen Genderwissenschaften arbeiten nun, anschließend an poststrukturalistische Theoreme, seit den 1990er-Jahren vehement an einer diesem Normsystem widersprechenden konstruktivistisch-performativen Theorie von *gender*, *sex* und *desire*. Nach Andreas Kraß hat das noch jüngere akademische Projekt der Queer Studies seine Aufgabe vornehmlich in der kritischen Sichtung und Sichtbarmachung der Funktionsweisen von Heteronormativität (vgl. Kraß, »Queer Studies«, 18). Queer Studies liefern also »Beiträge zur kritischen Heteronormativitätsforschung«, so der Untertitel eines von ihm herausgegebenen Sammelbandes zu den *Queer Studies in Deutschland*. Diskurse über die Homosexualität werden hier als Ausgangspunkt der Kritik genutzt.

Das Konzept der Homosexualität erscheint in dieser Sicht nicht nur als das Andere zur Heterosexualität, sondern bildet gerade als das Anormale *ex negativo* das Normale mit: Die Heteronormativität ist mithin grundsätzlich angewiesen auf die (diskursive Rede über) Homosexualität und andere »Devianzen«. Mehr noch: In dieser Struktur liegt der zentrale Ansatzpunkt dekonstruktiver Genderwissenschaft, wird doch, durch einfache Vertauschung der hierarchischen Abhängigkeiten, auch das vermeintlich Normale als Abgeleitetes verstehbar, als sekundär erst *ex post* hergestellt und nur durch häufige Wiederholung naturalisiert. In diesem Sinne ist die vorliegende Arbeit dieser kritischen Wissenschaft von der Heteronormativität als akademisches Projekt verpflichtet und argumentiert auf der Basis der Grundannahmen der avancierten Genderwissenschaft: Die Kategorien von *sex* (Mann/Frau) und *gender* (männlich/weiblich) sowie das daraus abgeleitete zwischen- oder gleichgeschlechtliche Begehren werden im Folgenden – dem mittlerweile allgemein anerkannten Forschungsstand entsprechend – als historisch-positivistische Kategorien verstanden, die keiner diskursvorgängigen Essenz entsprechen.

Gerade die Proliferation der wissenschaftlichen und gesamtgesellschaftlichen Beschäftigung mit Genderfragen muss als Indiz dafür gewertet wer-

den, dass weiterhin ein besonderer Bedarf an der Aufarbeitung und Identifizierung kultureller Geschlechterkonstrukte besteht.⁴

Aus der Fülle der Begrifflichkeiten zur Beschreibung gleichgeschlechtlicher Verhältnisse wird hier von ›Homosexualität‹ in den Fällen gesprochen, in denen es um das Objekt (und Produkt) der von Foucault beschriebenen Diskurse unter den Vorgaben des Sexualdispositivs geht; in allen anderen gleichgeschlechtlichen Konstellationen von ›Homoerotik‹.

Wenn Gegenstandsbereiche der Homoerotik und Homosexualität gewählt werden, darf nicht stillschweigend darüber hinweggegangen werden, dass nur mann-männliche Konstellationen betrachtet werden. Der Ausschluss von weiblicher Homosexualität erfolgt dezidiert aus folgenden Gründen: In einer Wiedereinführung der Unterscheidung (legitime Sexualität/illegitime Sexualität) ins Unterschiedene (Heterosexualität/Homosexualität) ist mit Pierre Bourdieu zu argumentieren,⁵ dass die männliche Homosexualität die hegemoniale Sexualität gegenüber der weiblichen ist (ganz so schweigen von intersexueller Sexualität). Männliche Homosexualität erscheint im Abgleich mit weiblicher Homosexualität als Normfolie. Dies hat u.a. mit der weit ins 20. Jh. reichenden absoluten Tabuisierung weiblichen Begehrens zu tun. In männlichen Konstellationen (eben auch in Homo-Konstellationen) bedarf es hingegen keiner Legitimation des Begehrens selber. Nicht dieses ist das Skandalon der männlichen Homosexualität, sondern lediglich das ›falsche‹ Objekt des Begehrens. In der Wahrnehmung weiblicher Homosexualität kommt zum ›falschen‹ Objekt der Begierde auch verschärfend noch das grundsätzlich abgesprochene Begehren hinzu.⁶

4 Die Einrichtung neuer Lehrstühle in den letzten Jahren und die Etablierung neuer Forschungszweige, wie der ›Männlichkeitsforschung‹, sind Indizien für das wachsende Interesse im akademischen Bereich. Die anhaltende Diskussion um gleichgeschlechtliche Partnerschaften mögen als Indizien im Außerakademischen genügen.

5 »Mann zu sein heißt, von vornherein in eine Position eingesetzt zu sein, die Befugnisse und Privilegien impliziert, aber auch Pflichten, und alle Verpflichtungen, die die Männlichkeit als Adel mit sich bringt.« (Bourdieu, »Männliche Herrschaft«, 188).

6 Der Mann erscheint diskursgeschichtlich als aktiv Begehrender, die Frau als passives Objekt des Begehrens – man denke an Simone de Beauvoirs *Das ande-*

So wäre es weder angebracht, die Begriffe ›Homoerotik‹ und ›Homosexualität‹ stets im Munde zu führen, dabei aber doch nur die männliche Variante zu meinen, noch ist es angebracht, die weibliche Variante einzubeziehen und damit basale Unterschiede zu nivellieren.⁷

Wenn es also im Folgenden um Reaktivitäten von lyrischen Texten auf Diskurse über männliche Homosexualität geht, dann nicht, um lesbische Konstellationen unreflektiert unter männliche Konstellationen zu subsumieren. Als Kehrseite muss dafür in Kauf genommen werden, dass dem phallogozentrischen (Wissenschafts-)Diskurs ein weiteres *énoncé* zu seiner Konstitution beige-steuert wird. Die dezidierte Ausrichtung der Arbeit auf männliche Homoerotik soll daher als Hinweis auf ein weiteres Desiderat der Forschung gewertet werden.⁸

1.3 KORPUS. AUFBAU

Die konkrete Textauswahl wird von mehreren Faktoren geleitet: Zum einen werden bewusst solche Gedichte vorgestellt, die es bisher nicht zu verbrei-

re Geschlecht oder Lacans Unterscheidung zwischen männlichem ›Phallus Haben‹ und weiblichem ›Phallus Sein‹ (vgl. z.B. Lacan, »Signification du phallus«).

- 7 Hingegen wird in dieser Arbeit keine *age*-Unterscheidung getroffen: Homoerotik kann sich zwischen zwei gleichaltrigen Männern, zwischen zwei Adoleszenten oder einem Mann und einem deutlich jüngeren Objekt des Begehrens etc. ausdrücken. Diese Unterscheidung wird deshalb im Folgenden keinen Unterschied machen, weil sie traditionell (begonnen mit der vielbeschworenen Kna-benliebe im klassischen Griechenland) im Horizont der Diskurse über die Ho-mosexualität aufgegangen ist.
- 8 Ein Ansatz, der lesbische Konstellationen in ähnlicher Stoßrichtung ins Visier nimmt, ist die vom Konzept der ›Homographesis‹ geprägte Forschung zum lesbischen Petrarkismus, wie ihn Erika Greber in »Der (un-)weibliche Petrarkismus« anhand der Gedichte von Sibylle Schwarz verfolgt. ›Homographesis‹ be-schreibt jedoch einen dezidiert lesbischen *double-talk*, der für die männlich-homoerotischen Texte, die in vorliegender Arbeit gewählt wurden, aus den oben genannten Gründen nicht geeignet ist.

teter Bekanntheit gebracht haben und nicht zum Kanon der literarischen Genderwissenschaft zählen. Außerdem sind Texte aus verschiedenen europäischen Kulturkreisen ausgewählt; deutsche Texte wie auch portugiesische und spanische – und diese zudem aus einem 137 Jahre (von 1864 bis 2001) umspannenden Zeitraum. Dies ist eine auf den ersten Blick überaus kurssorisch-kontingente Suchmatrix, die sich jedoch wegen des zentralen theoretisch-methodischen Erkenntnisinteresses anbietet. Es ist nämlich nicht Ziel, einen historisch in irgendeiner Weise repräsentativen Durchgang durch die männlich-homoerotische Lyrik Europas zu unternehmen, sondern durch die dezidiert punktuelle Analyse (dafür aber umso eingehender) Möglichkeiten der Diskursreaktivität aufzuzeigen und in ihrer Wirkungsweise zu diskutieren. Zu diesem Zweck wurden freilich Beispiele gewählt, an denen sich das vorgestellte Leseraster in besonderem Maß als produktiv erwies. Das theoretische Interesse darf nicht – zum akademischen Selbstzweck erhoben – dazu verführen, dass die literarischen Texte nur als ihre Illustration genutzt werden – theoretisches Interesse erhält seine beste Legitimation aus ihrer Adaptionsfähigkeit auf andere Texte und ihre Erweiterbarkeit auf weitergehende Fragestellungen. Daher wird immer wieder ausblickartig gezeigt werden, dass die vorgeschlagene Typologie homoerotischer Lyrik als Lektüreraster auch auf andere Texte und Textgruppen anwendbar ist.

Die Korpuswahl ist neben der bereits genannten Persistenz des Sexualitätsdispositivs und damit der Konzepte über die Homosexualität über einen weiteren gemeinsamen historischen Rahmen legitimiert: Die Gedichte sind alle in Zeiten relativ freier Redemöglichkeiten über (Homo-)Sexualität entstanden, die meisten von ihnen in der kurzen Zeit gelockerter Zensur in fast allen europäischen Ländern vor dem Ersten Weltkrieg, zwischen den Weltkriegen und vor den großen europäischen Totalitarismen. Beginnend mit einem Gedicht von Karl Heinrich Ulrichs entstammen die deutschen Gedichte aus dem Umkreis des Produktionszentrums der Diskurse über die Homosexualität in Deutschland und vor allem in Berlin bis zum Ersten Weltkrieg. Weitere Gedichte aus der Kriegszwischenzeit von Adolf Brand, Bruno Balz und John Henry Mackay entstanden im (noch) weltoffenen Berlin, in dem zeitgleich Magnus Hirschfelds seine wirkungsmächtigen Untersuchungen zur Homosexualität durchführte. Ein weiteres Gedicht entstammt dem Umkreis der Generación del 27 kurz vor Beginn des Bürgerkriegs und der Franco-Diktatur in Spanien. Der ausführlicher zu besprechende Gedichtband *Canções* von António Botto entstand in Portugal der

nachmonarchischen Zeit der Ersten Republik, vor dem Salazar-Regime. Die abschließenden Gedichte von Luis Muñoz sind zeitgenössisch, also in einem historischen Kontext entstanden, in dem Homosexualität in fast ganz Europa entkriminalisiert ist.⁹

Insgesamt wird versucht, die Gedichte nicht in ein Theorie-Korsett zu zwingen, sondern die theoretischen Leitgedanken als Leseraster für produktive und nachvollziehbare Lektüren zu nutzen. Dies hat sich im Aufbau so niedergeschlagen, dass das einleitende Theoriekapitel nur die grundlegenden Thesen enthält. Die notwendige Theorie zur Fundierung der jeweiligen Interpretationen wird daher fallnah und kontextadäquat geliefert.

Es wird zunächst in 2.1 eine Prototypologie von Lyrik aufgestellt. Dies ist deshalb notwendig, weil als theoretisches Fundament dieser Arbeit eine grundsätzliche Verbindung von ›Gender‹ und ›Lyrik‹ ausgearbeitet wird: Wie bereits angesprochen, wird es zentral darum gehen, lyrikhafte homoerotische Aussagen auf ihr Medium, oder besser: ihren Sprechmodus hin zu untersuchen. Deshalb muss zunächst geklärt werden, was dieser Modus des Lyrikhaften überhaupt ist. Dazu werden literaturwissenschaftliche und -philosophische Definitionen von Lyrik zu einer Prototypologie zusammengefasst. Das Hegel'sche »Sichaussprechen« in der Lyrik wird dabei als zentrales lyrikhaftes Moment ausgemacht. Daran anknüpfend wird gezeigt, dass die dominant emotive Sprachfunktion lyrikhaften Sprechens korreliert werden kann mit dem vom Sexualdispositiv installierten *faire-parler*, dem Sprechen-Machen des Subjekts zum Zwecke der klassifizierenden Selbstaussage.

Als Kernproblem der Arbeit stellt sich in 2.2 die Frage, wie homoerotische Gedichte tatsächlich auf die Diskurse über die Homosexualität reagieren, wie sie diese konsensual re- und mitproduzieren oder ihnen dissensual entgegentreten. Die beiden Kategorien des *discours ›en retour‹* und des

9 Da neben deutschsprachigen Gedichten auch spanische und portugiesische Gedichte aufgenommen wurden, werden alle Gedichte und die fremdsprachige Forschungsliteratur (bis auf die englische) im Original und auf Deutsch wiedergegeben. Damit die Lesbarkeit dadurch nicht zu sehr leidet, sind die Übersetzungen der Forschungsliteratur in den Haupttext aufgenommen, die Originale meist in Fußnoten. Übersetzungen ohne Angabe eines Übersetzers sind von mir.

contre-discours werden in Foucaults heterogenen Überlegungen zur Literatur verortet und mit weiteren kunst- und literaturtheoretischen Konzepten abgeglichen. Um jedoch lyrikhaftes Sprechen über Homoerotik und diskursiviertes Sprechen über Homosexualität auch strukturell in Relation zueinander setzen zu können, wird anschließend herausgearbeitet, in welcher Hinsicht diese so grundsätzlich verschiedenen Sprechweisen strukturell dennoch zusammengebracht werden können, um überhaupt vergleichbar zu sein. Dazu wird Foucaults Konzeption der Diskurse (als vorgeblich mimetische, tatsächlich jedoch performative Formation von Aussagen) mit der von Andreas Mahler ausgearbeiteten pragmasemiotischen Konzeption von Lyrik (mit ihrem Potential, sowohl ihre mimetische als auch ihre performative Kommunikationsfunktion stark zu machen) verknüpft.

Im 3. Kapitel wird die Reaktivitätsvariante des *discours »en retour«* anhand von Beispielanalysen anvisiert: Unter dem Label der »homosexuellen Wi(e)derrede« werden solche Gedichte untersucht, die den heteronormativen Homosexualitätsdiskursen und ihrem *faire-parler* das Wort reden. Allesamt etablieren sie – wenn auch in deutlich von einander zu unterscheidender Weise – eine »koalitionäre Diskursreaktivität«, indem sie ihre mimetische Kommunikationsfunktion für die emotive Selbstaussprache gegenüber ihrer performativen Kommunikationsfunktion profilieren. Ausblickhaft wird sodann die These aufgestellt, dass sich in der gesamten deutschen homoerotischen Lyrikproduktion keine Beispiele finden, die als *contre-discours* beschreibbar wären – womit die Begründung gegeben ist, den Blick von deutscher Literatur auf andere Literaturen zu wenden, nämlich die spanische und die portugiesische.

Das 4. Kapitel liefert zunächst einen Exkurs zur Genese des von Heinrich Detering ausgearbeiteten Camouflage-Konzepts zu Tarnstrategien homoerotischen Schreibens. Es wird gezeigt, dass sich dieses Konzept nicht von der Vorstellung des Sichaussprechens der Homosexualität im literarischen Text lösen kann. Dass es dennoch so ausführlich behandelt wird, liegt daran, dass einige homoerotische Gedichte gerade mit camouflierenden Struktur *spielen*. Dies tun sie, indem sie diese »typisch sensible Schreibweise« homosexueller Autoren zwar aufrufen, nur jedoch, um sie immer wieder und immer wieder anders zu unterlaufen.

So das Gedicht »A Gregorio, en Delfos« (ca. 1930-36), das im 5. Kapitel betrachtet wird. Es spielt mit tarnenden Textstrukturen, indem die Tarnung als Tarnung sichtbar wird. Durch doppelte »Leseanweisungen« und

durch die Einschreibung in frühneuzeitliche Lyriksysteme erschreibt sich das Sonett eine taktische Gegenredefunktion als *contre-discours*. Ausgehend von den an diesem singulären Text gemachten Befunden wird in einem Ausblick die spanische modernistische Lyrikproduktion auf ihre dissidenten Potentiale hin befragen.

In Kapitel 6 werden Gedichte interpretiert, die als *contre-discours* eine subversive Diskursreaktivität etablieren. So in 6.1 die *Canções* (ab 1920) von António Botto: Die Frage, ob sie camouflierende Schreibweisen nutzen, ist so alt wie die Gedichte selber. Ob sie homosexuelle Inhalte aufweisen oder rein ästhetisch zu verstehen sind, wurde in den 1920ern in Portugal in einem solch vehementen Maß diskutiert, dass eine regelrechte literarische Krise ausgelöst wurde. Gerade die ungeheure Polemik wird als Indiz dafür genommen, dass Bottos Gedichte eben diese Doppelbödigkeit intentional als diskursreaktiven *contre-discours* einsetzen. Bottos *Canções* werden so als Texte lesbar gemacht, die die Angebote der Literaturgeschichte zur subversiven Gegenrede nutzen. Mit Butlers Konzept des *drag* als Geschlechtlichkeit subvertierende *performance* wird dies näherhin zu beschreiben sein. Den Abschluss der Gedichtinterpretationen bilden im Kapitel 6.2 Gedichte des zeitgenössischen spanischen Lyrikers Luis Muñoz. Es wird gezeigt, wie sich diese in zwei verschiedene spanische prototypische Lyrikformen einschreiben und diese zur gegenseitig subvertierenden Verhandlung bringen.

Zum Abschluss wird im 7. Kapitel eine Übertragungsmöglichkeit des vorgeschlagenen Leserasters nicht nur in Aussicht gestellt, sondern als Surplus in aller Kürze in einem neuen Anwendungsbereich aufgezeigt. War es bis dorthin Aufgabe der Arbeit zu zeigen, in welcher Weise es möglich (und notwendig) ist, die spezifische prototypische Medialität von Lyrik für Interpretationen zu beachten, wird dort gezeigt, dass die entwickelten Kategorien auch für andere Medien produktiv gemacht werden können. Anhand der Akt-Fotografien von Wilhelm von Gloeden aus dem frühen 20. Jh. werden fotografische Reaktivitäten mit Diskursen über die Homosexualität in den visuellen Künsten besprochen.